



nen Köpfen heiliger Kühe zu entweihen. Mord und Totschlag gehörten im Pandschab bald zum Alltag.

Die Hilfslosigkeit von Indiens sonst so selbstsicherer Regierungschefin Indira Gandhi, dem Bürgerkrieg im Pandschab ein Ende zu bereiten, höhnte ihr Ansehen bei der Bevölkerung aus. Im vergangenen Monat gewann ihre Partei bei Nachwahlen zu verschiedenen Landesparlamenten nur 9 der umstrittenen 24 Sitze.

Eine weitere Erosion ihres Images könnte Indiens Regierungschefin Gandhi gefährlich werden. Denn noch vor dem Jahreswechsel stehen allgemeine Wahlen zum Unterhaus in Neu-Delhi an.

Wie immer, wenn sie sich in Gefahr glaubt, ließ die Tochter Nehrus hart durchgreifen. Am 2. Juni schickte sie den General Randschit Singh Dajal – einen Sikh-Offizier – an der Spitze von Armee-Einheiten gegen seine aufrührerischen Glaubensgenossen, die den Tempel von Amritsar in eine waffenstarrende Festung verwandelt hatten.

Der Sikh-General fackelte nicht lange. Er verhängte eine 36stündige Ausgangssperre im ganzen Pandschab und brach sämtliche Verkehrs- und Nachrichtenverbindungen zum übrigen Indien ab. Tausende von Reisenden mußten bei Hitzetemperaturen von 46 Grad ohne Wasser und Nahrung auf den Bahnhöfen aushalten.

Auch für Indiens Armee bedeutet das Sikh-Abenteuer eine arge Belastungsprobe. Denn obgleich ihre Disziplin nicht in Frage steht, läuft es den Anschauungen der indischen Soldaten völlig zuwider, gegen einen Tempelbezirk vorzurücken, noch dazu einen, der ihren anerkannt tapferen Sikh-Kameraden heilig ist.

Der Sikh-Anführer Sant Dscharnail Singh Bhindranwale, der sich den Ruf eines „Chomeinis der Sikhs“ erworben hat, rief den Angreifern zu: „Wir sind bereit zu sterben. Waffengewalt beugen wir uns nicht. Da muß man uns schon den Kopf abschlagen.“ Genau das hatte die Armeeführung vor.

## SCHWEIZ

### Show für sich

**Sie randalieren und trinken – und bringen ihren Schweizer Wächtern Verdruß: die internierten Sowjetsoldaten aus Afghanistan.**

Wenn ich hier jemals rauskomme“, versicherte der Sowjetsoldat Walerij Didenko, von afghanischen Partisanen gefangen, „kehre ich sofort in die Heimat zurück.“

Viel eher als mit der Rückkehr zu seinen Eltern rechnete Didenko – wie auch sein Mitgefangener Jurij Powarnizyn – damit, erschossen zu werden. Die einzige Rettung für sie, hatte ihnen der Anführer der Aufständischen erklärt, sei der Übertritt zum islamischen Glauben – und den verweigerten die beiden Sowjetsoldaten beharrlich.

Das war im Dezember 1981. Jetzt, zweieinhalb Jahre später, ist Walerij Didenko – allen schlimmen Vorahnungen zum Trotz – wohlbehalten zurück in der Sowjet-Union, und auch Powarnizyn hat überlebt.

Ihre Befreiung verdanken die beiden Sowjetsoldaten – und bisher neun weitere – einem komplizierten Vertragswerk zwischen dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) mit der Sowjet-Union auf der einen und afghanischen Widerstandsgruppen auf der anderen Seite.

Die juristisch recht vage Vereinbarung sieht vor, daß „Mitglieder des sowjetischen Militärkontingents in Afghanistan“, die von den Rebellen „festgehalten“ werden, einem Drittstaat – nach Absagen Indiens und Pakistans: der Schweiz – für längstens zwei Jahre „zur

Verwahrung“ übergeben und anschließend repatriert werden.

Erstmals wird damit in einem völkerrechtlich nicht als „Krieg“ definierten Konflikt die Genfer Konvention zum Schutz von Kriegsgefangenen angewendet – wenn auch ausdrücklich bloß „in Analogie“. Und erstmals ist es möglich, Gefangene in einem unbeteiligten Drittland zu internieren – obwohl weder von Gefangenen noch von Internierung die Rede ist.

„Eigenhändig“, wie Fritz Steinemann, Sprecher des IKRK, betont, unterschrieben alle elf Gefangenen, die aufgrund dieses Abkommens von den Partisanen freigelassen wurden, die Bedingungen für ihre Heimkehr – als Zusammenfassung eines vertraulichen Gesprächs, das ein IKRK-Delegierter im Gefangenenlager auf russisch mit ihnen führte.

Wie sich jetzt aber zeigt, hält der als juristische Meisterleistung geltende Vertrag nicht, was er bei seinem Zustandekommen versprach:

Von den ersten drei Sowjetsoldaten, die vor drei Wochen aus eidgenössischer Obhut entlassen wurden, kehrte nur Walerij Didenko, mittlerweile 21, in die Heimat zurück, die beiden anderen, Jurij Powarnizyn, 22, und Wiktor Sentschuk, 22, widerriefen ihr Rückkehrversprechen und dürfen – vorläufig für ein Jahr – in der Schweiz bleiben.

Folge: Die Berner Regierung, die sich vor zwei Jahren ohne große Begeisterung bereit fand, Gastgeberin zu sein, hat zum Dauer-Ärger mit den renitenten und oft gewalttätigen Russen nun auch diplomatischen Streit mit der Sowjet-Union.

Und das IKRK, das sich von seinem humanitären Einsatz zur Rettung der

\* Rechts der später in der Schweiz internierte Jurij Powarnizyn.



Sowjetische Gefangene, Wächter in Afghanistan 1981\*: Angst vor der Heimkehr

Soldaten die erneute Erlaubnis für Besuche in afghanischen Gefängnissen erhoffte, bleibt weiterhin vom Regime ausgesperrt.

Daß die praktische Anwendung der Internierungs-Vereinbarung Schwierigkeiten bereiten würde, war schon klar, bevor im Mai 1982 die ersten drei Soldaten in die Schweiz gebracht wurden.

Zuerst lehnte die Berner Sowjet-Botschaft die Unterbringung der Soldaten in einem Gefängnis ab. Und als die Diplomaten endlich mit einer offenen, therapeutisch geführten Arbeitserziehungsanstalt einverstanden waren, machten die Internierten mehrmals derart Krawall, daß die Eidgenossen sie dann doch nur im Knast zur Raison bringen konnten.

Schließlich richtete die Schweizer Armee Anfang 1983 ihr einziges, nur wenig benutztes Straflager auf dem Zugerberg in der Innerschweiz für die Russen her: Eidgenössisch perfekt mit Stacheldraht, Scheinwerfer, einem Wachtürmchen und patrouillierenden Soldaten mit ungeladener Waffe, wie es die 3. Genfer Konvention über die Behandlung von Kriegsgefangenen vorsieht, damit die fremden Soldaten vor „Mißhandlung, Belästigung und Neugier von Außenstehenden“ geschützt sind.

Die Internierten arbeiten tagsüber im Landwirtschaftsbetrieb des Lagers; ihren Sold – acht Franken am Tag – können sie bei regelmäßigen begleiteten Ausflügen in die nahe Stadt Zug ausgeben; jeden Monat erhalten sie zudem Besuch vom IKRK und von Abgesandten der Sowjet-Botschaft in Bern – die bringen ihnen Geschenke und sorgen für den Wodka-Nachschub.

Alkohol war meist im Spiel, wenn die jugendlichen Soldaten über die Stränge schlugen. Am schlimmsten trieb es der Ukrainer Jurij Powarnizyn, der sich entschloß, in der Schweiz zu bleiben.

Aus Enttäuschung über eine vereitelte Spritztour mit gestohlenem Moped verprügelte er den Sohn eines Zugerberg-Bewachers; dreimal versuchte Powarnizyn zu fliehen, für Tätlichkeiten gegen Wachsoldaten büßte er in Einzelhaft.

Der Ende Mai nach Moskau zurückgekehrte Walerij Didenko fuhr einmal nach Mitternacht in Zug ein geklautes Mofa gegen einen korrekt fahrenden Pkw zu Schrott. Und Wiktor Saposchnikow, 22, stieg im November 1982 im nahen Walchwil im Vollrausch in eine Wohnung ein. Der Sohn des Mieters, ein Polizist, schnappte den Einbrecher im Alleingang.

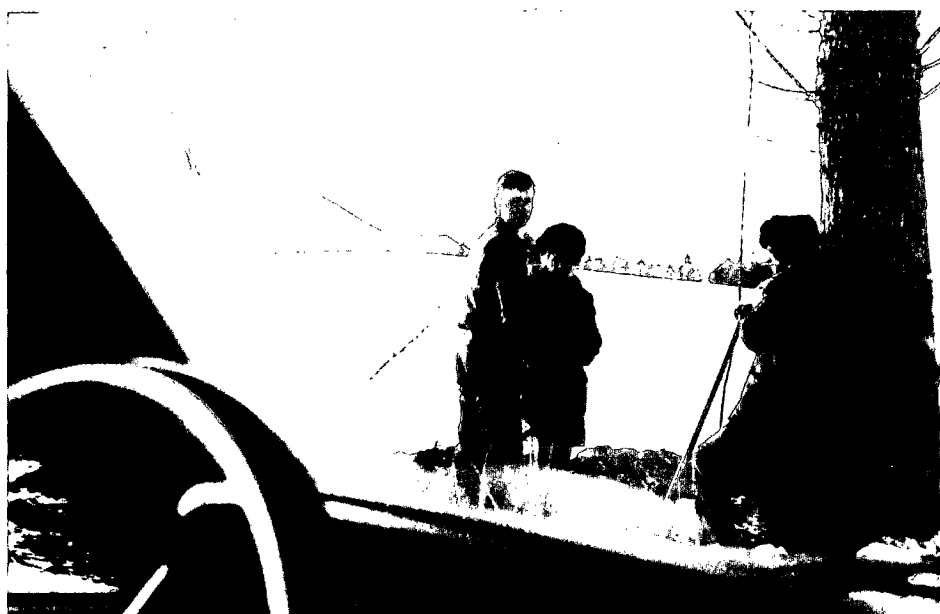
Später, im Knast, verbarrikadierte sich der Soldat in seiner Zelle und zerstörte die über der Tür angebrachte Kamera, beschädigte die Sichtblende am Fenster und demolierte die Abdeckung der Deckenleuchte.

Trotz soviel gewalttätiger Renitenz wurde den drei Soldaten besondere Milde der zuständigen Militärrichter zu-

teil: Durch Diplomaten des Berner Außenministeriums diskret um „größte Nachsicht“ gebeten, verhängten sie über die Sowjetmenschen nur minimale Disziplinar-Strafen von 30 (Einsteiger Saposchnikow), 20 (Prügler Powarnizyn) und 7 (Nachtfahrer Didenko) Tagen Arrest.

Weniger spektakuläre Ereignisse bereichern den früher geruhsamen Lager-Alltag auf dem Zugerberg bis heute: Mal versucht einer der Internierten zu türmen, mal bedroht einer den väterlichen Lagerkommandanten, Major Alfred Klossner, einen gelernten Bauern und Viehhändler, mit einem Messer, mal geht ein Russe mit einer Sense auf einen Schweizer Wachsoldaten los.

Seit einigen Monaten allerdings, berichtet ein Sprecher des Verteidigungsministeriums erleichtert, habe sich „die Lage etwas gebessert“.



Internierte Sowjets im Lager Zugerberg: Wodka im „Schweizer Gulag“

Aus den Schlagzeilen verschwanden die „Zugerberg-Russen“, wie die Internierten in der Schweiz heißen, trotzdem nicht – im Gegenteil: Je näher der Entlassungstermin für die ersten drei Internierten rückte, desto heftiger diskutierten vor allem bürgerliche Blätter die Gefahren einer Rückkehr der fremden Soldaten in ihre Heimat.

Zur Kampagne angeheizt wurde die Debatte von verschiedenen Emigrantengruppen und Sowjet-Gegnern, die sich seit dem letzten Sommer um den vom Zugerberg in die Bundesrepublik ausgeirrten Jurij Waschtschenko, 20, scharen.

Weil er nach seiner Ankunft in der Schweiz Anfang 1983 wegen Erfrierungen an den Füßen zuerst in Krankenhauspflege kam, habe er die Vorteile des Lebens im Westen sofort erkannt, berichtete Waschtschenko in vielen Interviews.

Ausgerissen sei er schließlich, weil er das Leben im „Schweizer Gulag“ (Waschtschenko im französischen Magazin „L'Express“) nicht ausgehalten habe. Zudem habe ihm das IKRK keine verbindlichen Zusagen machen wollen, daß er nach dem Ende der Internierung im Westen bleiben könne.

Besonders heftig kümmert sich der in den USA lebende Dissident Wladimir Bukowski um Waschtschenko. Er findet es „rücksichtslos und naiv vom IKRK und den Schweizer Behörden zu glauben, die Soldaten würden nach ihrer Rückkehr herzlich willkommen heißen“.

Bukowski weist auf das militärische Strafgesetz der Sowjet-Union hin, das für Kollaboration, Kontaktaufnahme mit dem Feind oder Desertion 8 bis 15 Jahre Gefängnis oder gar die Todesstrafe vorsieht.

Die Warnungen machen Sinn: Nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Westalliierten auf Stalins Wunsch über zwei Millionen Sowjetsoldaten – darunter auch 9000 in der Schweiz internierte – zur Rückkehr in ihre Heimat zwangen, wurden die meisten in Straflager gesperrt, viele wurden erschossen.

Die in der Schweiz internierten Sowjetsoldaten könnten sich daheim auf einiges gefaßt machen – zumal einige von ihnen, behauptet Waschtschenko, ihrer Gefangennahme nachgeholfen haben oder sich zu Interviews oder Propaganda-Aufrufen an „Radio Freies Kabul“ überreden ließen.

Absurd sind allerdings Bukowskis Beschuldigungen, das IKRK selektiere die Russen, „weil es die Show für sich haben“ wolle. Deshalb komme nur in die Schweiz, „wer unterschreibt“.

Bukowski und seine Mitstreiter übersehen, daß das IKRK treuhänderisch für

die beiden Konflikt-Parteien handelt, die einander nicht einmal anerkennen. „Früher“, wehrt sich IKRK-Sprecherin Michelle Mercier, „wurden gefangene Russen vom afghanischen Widerstand kurzerhand niedergemacht. Jetzt können wir wenigstens einige in Sicherheit bringen.“

Wie lange der vom IKRK vermittelte Deal zwischen der Sowjet-Union und den Widerstandsgruppen noch hält, ist ungewiß: Die Führung der Sowjet-Armee muß die Zunahme von Desertionen bei ihren Besatzungstruppen in Afghanistan befürchten, wenn das Schlupfloch in den Westen offenbleibt.

Andererseits könnten die Partisanen ihr Interesse verlieren, wenn das IKRK weiterhin nicht zu afghanischen Gefängnissen vorgelassen wird, in denen Tausende Regimegegner eingesperrt sind.

Vor der Hand wird der Konflikt überall tief gehängt: Zwar muß die Schweiz diplomatische Schelte einstecken, doch von einer Kündigung des Abkommens sprechen die Russen nicht. Und das IKRK kann seine Gespräche ohne Unterbrechung weiterführen.

Das Berner Außenministerium, das sich von der Aufnahme der Gefangenen eine Verbesserung des Rufs der Schweiz als Hort humanitärer Gesinnung verspricht, verbreitet weiterhin Zuversicht: Wenn im August die nächsten zwei Sowjetsoldaten ihre Zugerberg-Zeit beenden, „werden wir, wenn nötig, dieselbe Prozedur wiederholen“.

## NEW YORK

### Täglicher Kampf

**75 Mönche in Manhattan, im „Drama der Armut“: Ihr frommes Werk – Krankenpflege und Speisung der Hungernden – erfordert mehr Einsatz, seit Reagan regiert.**

Der Mönch konnte es zunächst nicht fassen: Als er aus der Dusche trat, fand er zwar noch Hemd und Hose, aber die Geldbörse mit „einigen kargen Dollar“ fehlte.

Ein Dieb im Kloster? Da stand Bruder Charles, so nackt wie ihn der liebe Gott geschaffen hatte, doch überrascht war er nicht: „Denn bei uns sind sogar schon Schreibmaschinen gestohlen worden.“

Kein Wunder – dieses Kloster steht nicht einsam in den Bergen oder versteckt hinter Rosenhecken auf dem Land, sondern inmitten der Stadt New York. Und so ungewöhnlich wie dieser Ort sind die 75 Mönche des Franziskanerklosters an der 31. Straße von Manhattan.

Bruder Charles, 54, seit 1949 im Dienst des Ordens und 22 Jahre im New Yorker Klosterdienst, ergötzt sich nicht allein an gregorianischen Gesängen, sondern ist auch ein Fan von Country Music. Zuweilen geht er ins Kino, allerdings



Franziskaner Gilmartin (r.), Zeitungshändler: „Moderne Kirche des Mitleids“

nicht im braunen Habit der Franziskaner, sondern in blauer Kordhose, kariertem Hemd und dunkelblauer Windjacke. Und so, sagt der Mönch, während er aus seiner Blechdose Coca-Cola trinkt, „ist das auch am besten“.

Nicht versunken im Gebet leben die Mönche in New York, sondern „herausgefordert von dem Drama der Armut, die uns umgibt“, wie Mönch Roy Gannick, 50, betont. „Darauf müssen wir einfach reagieren.“

Vor ihrem Kloster, dem eine Feuerwache, ein Schnellimbiss und ein Laden gegenüberliegen, in dem ausgestopfte Hirschköpfe und Plastikhaifische die Vitrinen schmücken, sammeln sich gegen 6.30 Uhr morgens Hunderte von Obdachlosen und warten auf den Kaffee und belegte Brote, die Bruder Albert

und seine Mönchskollegen, diesmal in ihrer Arbeitskluft, dem braunen Franziskanerkleid, verteilen.

Seit dem Depressionsjahr 1929 betreiben die Franziskaner ihre sogenannte Breadline, die Armenspeisung. Doch seit Ronald Reagan die Mittel für die Sozialfürsorge drastisch zusammengestrichen hat, „ist die Belastung merklich größer geworden für das Kloster“, klagt einer der Mönche, der den Kaffee auschenkt.

Ein Dutzend obdachlose Frauen nehmen die Brüder in einem Nebenraum des Klosters Nacht für Nacht auf. Asylsuchende lagern auf den Treppen und flehen um Einlaß. Manche der Mönche empfinden Schuldgefühle angesichts „jener, die da draußen darben, während wir hier im Warmen sitzen“. In internen



Armenspeisung vor dem Kloster: „Die Belastung ist größer geworden“